



MIX

**MAGAZIN FÜR VIELFALT
GRAUBÜNDEN**

Von allem das Beste

Unsere Gesellschaft ist längst mehr, als wir denken

Lebensnah *Aktiv in der Gemeindepolitik auch ohne Schweizer Pass*

Integriert *Die abenteuerliche Reise der Geranien*

Inhalt

EDITORIAL

NACHGEFRAGT

3 Cilgia Caratsch über internationale soziale Dienste

THEMA

4 Von allem das Beste

Unsere Gesellschaft ist so vielfältig und individualisiert wie nie. Das verlangt nach Dialog und immer mehr auch nach Perspektivenwechseln. → Seite 4

8 Dr. Barbara Lüthi über die kolonialen Verstrickungen der Schweiz

10 Drei junge Menschen im Einsatz für eine gerechtere Schweiz

KANTON GRAUBÜNDEN

12 Lokaltermin in Roveredo: La musica, che unisce

14 Fachstelle Integration: Hoch qualifizierte Flüchtlinge

16 Engagiert: Salah Osman will vernetzen

DÉJÀ-VU

17 Mitenand-Bewegung

Die Schweiz hatte bereits in den 1970er-Jahren eine grosse und wirkungsvolle zivilgesellschaftliche Bewegung. → Seite 17

MIXER

17 Carte blanche für Samira El-Maawi

LEBENSNAH

18 Das Dorf in Schwung halten

30 Bündner Gemeinden kennen das Stimm- und Wahlrecht für Ausländerinnen und Ausländer. Zum Beispiel Conters. → Seite 18

INTEGRIERT

20 Die Geranien

IMPRESSUM



FELIX BIRCHLER
INTEGRATIONS-
DELEGIERTER
KANTON
GRAUBÜNDEN

Liebe Leserin, lieber Leser

Wir müssen reden. Dieses Bedürfnis umtreibt mich persönlich, wenn ich einige Debatten der vergangenen Monate Revue passieren lasse. Niemand scheint heute mehr davor gewappnet, durch eine persönliche Äusserung, durch ihr Aussehen oder durch ein von ihm verkauftes Produkt ins Kreuzfeuer der Kritik zu geraten. Das kann vom Bruch persönlicher Freundschaften bis zum multimedialen Shitstorm reichen. Besonders erschreckend daran finde ich die Art und Weise, wie diese Debatten zunehmend geführt werden.

Wir sind so vielfältig und einzigartig wie noch nie in der Geschichte der Schweiz. Auf der einen Seite liegt das an unseren immer individueller werdenden Lebensstilen. Führen Sie sich einmal vor Augen, wie gross die Wahlmöglichkeiten Ihrer Grosseltern waren und um wie viel grösser wohl Ihre eigenen sind. Wir haben weitgehend die Freiheit, unser Leben so zu gestalten, wie wir es für richtig halten. Auf der anderen Seite führt die Schweiz ihre lange und erfolgreiche Tradition als Einwanderungsland fort. Menschen mit weiteren Sprachen ergänzen Deutsch, Italienisch, Rätoromanisch und Französisch. Menschen mit anderen Essgewohnheiten und kulinarischen Angeboten ergänzen die Rösti, die Polenta und den Fendant ... Diese nach und nach erlangten gesellschaftlichen Errungenschaften möchte niemand so einfach hergeben. Sie bergen aber auch Herausforderungen, weil wir selbst in unserem engsten Umfeld immer mehr mit Lebenskonzepten, Ansichten und kulturellen Ausdrucksweisen konfrontiert werden, die uns nicht in den Kram passen.

Was ist zu tun? Wir müssen reden. Miteinander und nicht übereinander. Dies und viele weitere Erkenntnisse, die uns auf dem Weg zu einem gelasseneren Umgang miteinander und mit unserer nun mal alltäglichen Vielfalt führen können, beleuchten wir in dieser Ausgabe der MIX.

Eine spannende Lektüre! ●

«Ich bin so dankbar, dass ich in Afrika aufwachsen durfte» *Cilgia Caratsch ist Direktorin des Service social international – Suisse (SSI). Die herausfordernde Arbeit mit und für Menschen in unterschiedlichen Ländern motiviert sie genauso wie die persönliche Migrationserfahrung.*

INTERVIEW: PHILIPP GRÜNENFELDER
FOTO: ZVG



MIX: Frau Caratsch, welche Beziehung haben Sie als weltläufige Bündnerin zum Kanton?

Cilgia Caratsch (CC): Im Ausland aufgewachsen, dachte ich als Kind, das Engadin sei die Schweiz (schmunzelt) ... Heute lebe ich in Genf und fahre fast jeden Monat durch das ganze Land nach Graubünden, um meine Freunde zu sehen und in den Bergen zu sein.

MIX: Inwiefern hat Sie die Zeit im Ausland beeinflusst?

CC: Meine Jugend in verschiedenen westafrikanischen Staaten und in Ägypten hat mich bis in die letzte Zelle geprägt. Ich bin so dankbar, dass ich dort aufwachsen

durfte! Es war sehr lebendig und vielschichtig. Zwischenmenschliche Beziehungen stehen in diesem Teil der Welt im Zentrum von jedem Geschehen. Was ich in einem so wichtigen Alter in anderen Kulturen erfahren und verstanden habe, führte mich auch zur Mediation und zu den interdisziplinären Ansätzen, die auch in meiner Arbeit zunehmend vertreten werden und die die betroffenen Personen ins Zentrum der Aufgabe stellen.

MIX: Sie sprechen die Arbeit beim SSI an. Um welche Anliegen kümmert sich die Non-Profit-Organisation?

CC: Wir helfen Familien, Kindern und Personen bei Problemen, die jeweils zwei Länder involvieren und vor allem Bereiche des Kindes- und Erwachsenenschutzes betreffen. Dabei geht es unter anderem um Kindesentführungen oder um Familienkonflikte, wenn getrennte Eltern beispielsweise in zwei verschiedenen Ländern leben, aber auch um Familienzusammenführungen. Eine weitere wichtige Aufgabe ist etwa die Dokumente- und Herkunftssuche für adoptierte Personen. Der SSI ist sozusagen wie ein Aussenamt der sozialen Dienste.

MIX: Welche drängendste Frage stellt sich dabei im Migrationsbereich?

CC: Sowohl für den SSI als auch für mich persönlich: Wie können Kinder und Jugendliche mit Migrationshintergrund – seien sie mit ihren Familien oder allein in die Schweiz gekommen – Zukunftsperspektiven entwickeln, also Projekte für ihr eigenes Leben? Ich sehe immer wieder, wie gewandt diese Kinder sind, wie schnell sie Sprachen lernen, wie gross ihr Wunsch nach Integration, Familie, Arbeit und einem Neustart ist.

MIX: Sie werden mit vielen bewegenden Schicksalen konfrontiert. Wie können Sie sich am besten abgrenzen?

CC: Jede Situation ist einzigartig, und man sucht für jeden Fall eine angemessene Lösung. Diese finden wir zusammen mit den Begünstigten, und das ist sehr spannend, weil es darum geht, zu verstehen, was für sie möglich, wichtig und erstrebenswert ist. Ich grenze mich ab, indem ich nicht unrealistische oder eigene Ambitionen für die Menschen habe, die wir unterstützen.



Von allem das Beste *Unsere Gesellschaft ist so vielfältig wie noch nie. Dieser Tatsache werden wir in Identitätsdebatten nicht immer gerecht. Zum einen, weil noch viele Stereotype unsere Blickweisen prägen, und zum anderen, weil die Diversität in einigen Lebensbereichen zu wenig repräsentiert wird. Dabei wüsste die Willensnation Schweiz eigentlich, wie es geht.*

TEXT: PHILIPP
GRÜNENFELDER
ILLUSTRATIONEN:
LORENA PATERLINI

Das Personalpronomen wir steht gemäss Duden für einen Kreis von Menschen, in den die eigene Person miteingeschlossen ist. Wie gross dieser Kreis gezogen wird und wer auch noch hineingehört, steht dort selbstverständlich nicht geschrieben. Das handeln Menschen untereinander aus. Zieht man keinen Kreis, sondern die Umriss der Schweiz, scheint die Sachlage klar zu sein: Wir sind eine sehr vielfältige Gemeinschaft. Nur schon, was die Familiengeschichten betrifft: Wir oder unsere Eltern, Grosseeltern und Urgrosseeltern stammen aus dem Miso, dem Prättigau, dem Wallis, der Waadt, aus Portugal, Sri Lanka, Eritrea oder der Türkei. In Graubünden leben Menschen aus 120 Nationen. Im ganzen Land verfügen knapp die Hälfte der Bewohnerinnen und Bewohner über einen Migrationshintergrund. Bald ist er die Regel, nicht mehr die Ausnahme. «Wir leben längst mit Migrationsvordergrund», drückt es der Thinktank Institut Neue Schweiz pointiert aus. Alles klar, könnte man meinen. Doch ganz so einfach ist es bekanntlich nicht. Die Vorstellungen darüber, wer dazugehört und wer nicht, basieren auf weit komplexeren Mustern als dem Ziehen einer Landesgrenze. Identitäten und gesellschaftliche Normen sind nie fertig ausgehandelt und wir alle sind dazu aufgefordert, uns am Prozess bewusst zu beteiligen.

Gemeinsame Werte entdecken

Johan Rochel ist Philosoph und Jurist. Er beschäftigt sich sowohl in seiner universitären Lehrtätigkeit als auch in Projekten wie «Ethik-Atelier zur Migration» mit dem Zusammenwirken von Innovation, Migration und internationaler Politik. «Der grosse Erfolg, den wir mit unseren landesweit durchgeführten Ethik-Ateliers hatten, ist ein Indiz dafür,

dass sich die Menschen vermehrt Gedanken darüber machen, was das Einwanderungsland Schweiz heute ausmacht und was wir künftig sein wollen», sagt er. Allein in der Stadt Biel-Bienne hätten 27 Schulklassen an der mittlerweile abgeschlossenen Workshopreihe teilgenommen. «Egal ob mit Schülerinnen, Berufstätigen oder Pensionierten, wir starteten die Veranstaltungen immer mit einer Wertediskussion zur Frage, was mich persönlich definiert und was unsere Gesellschaft», erklärt er und verrät auch gleich die einhelligen Ergebnisse: «Unabhängig von Alter, Herkunft und weiteren Unterscheidungsmerkmalen nannten fast alle zuerst Werte wie Autonomie, Freiheit, Solidarität und das Eingebettetsein in eine Gemeinschaft.» Uns verbindet in der Vielfalt wohl doch mehr, als uns polarisierende politische und mediale Debatten oft weismachen wollen. «Und auch wenn es im Identitätsverständnis regionale Unterschiede geben mag, etwa zwischen Grosstadt und Bergtal, so bestätigen die Ergebnisse unserer Workshops auch, dass die Schweiz als weit mehr verstanden wird, als was konservativere Kräfte propagieren», freut er sich. «Selbst wenn wir irgendwann eine Mauer um unser Land gezogen und keine Ausländerinnen und Ausländer mehr hereingelassen hätten, wäre die Vielfalt in der Schweiz innerhalb der letzten Jahrzehnte stark gestiegen – durch die Individualisierung und die Emanzipierung jeder und jedes Einzelnen», veranschaulicht er die Entwicklung.

Im Gespräch bleiben

Gerade auch wegen dieser erlangten individuellen Freiheiten müsse man miteinander im Dialog bleiben, betont Rochel: «Wir wollen alle ungefähr das Gleiche: Uns zum Beispiel eben diese Freiheiten nehmen und gegenseitig garantieren. Herausfordernd wird es in den Graubereichen des Zusammenlebens.» Zu diesen zählt er beispielsweise die strittigen Fragen, ob wir noch Fleisch essen, mit einer Waffe Dienst leisten oder uns an der Schule die Hand geben sollen. «Ausgehandelt wird das idealerweise im Dialog miteinander und nicht im Gespräch übereinander. Wir müssen vermehrt auch wieder mit vermeintlich Andersdenkenden zusammenkommen und Räume für solche Debatten auf Augenhöhe schaffen. Sowohl räumlich wie auch mental», fordert der Experte. «Dafür muss ich ebenso zuerst meine Perspektiven erweitern wie ein weniger offener Geist», geht er auf die mentale Voraussetzung ein und verweist auf das Beispiel «Burkadebatte». Er persönlich könne diese Form der Verhüllung nicht nachvollziehen. «Aber vorausgesetzt, die Frau möchte eine tragen, akzeptiere ich das im Sinne der persönlichen Freiheit und des Liberalismus», sagt er. Die Akzeptanz des weniger Vertrauten oder des «Komischen» sei der Preis für die eigene Freiheit und gleichzeitig eine Investition in die gemeinsame Zukunft.





Fremdes zusammenbringen

Eine Investition in die Schaffung von Begegnungsräumen macht gegenwärtig auch die Flughafengemeinde Kloten mit dem Projekt «Concert of Nations». Was auf den ersten Blick nach einem wohlbekannten Multikulturanlass klingt,

«Viele befürchten, in den Vereinen gar nicht willkommen zu sein.»

Handlungsbedarf sieht die Gemeinde, weil die Einwohnerfluktuation hoch ist. Das liege einerseits am dynamischen und von der Flugbranche geprägten Arbeitsumfeld, andererseits aber auch an einer abgeflauten Identifikation mit dem Wohnort. «Beispielsweise, weil sich die neuen Bevölkerungsgruppen von den nach wie vor wichtigen, oft traditionellen Vereinen wenig repräsentiert fühlen», sagt Navia, die selbst erst vor acht Jahren aus Chile hierhergezogen ist. «Ich weiss, wie schwierig es am Anfang ist. Einerseits wegen sprachlicher Hürden und der Unkenntnis darüber, wie das Vereinsleben funktioniert, andererseits wegen der Befürchtung, man sei gar nicht willkommen», erklärt die ehemalige Journalistin.

bekommt im Gespräch mit Lilian Navia, der Integrationsbeauftragten der Gemeinde, weitreichendere Konturen. In der Stadt mit rund 20 000 Einwohnenden leben Menschen aus 118 Nationen. Rund ein Drittel hat keinen Schweizer Pass. Besonderen

Umgekehrt hätten alteingesessene Vereinsmitglieder oft erstaunlich wenig Kontakt zur Migrationsbevölkerung, was trennende Vorurteile zumindest nicht abbaue. Unterschiede zwischen Kulturen und kulturellen Praktiken seien für alle Beteiligten häufig offensichtlicher als Gemeinsamkeiten, «weshalb wir mit dem Projekt bewusst die Gemeinsamkeiten in den Vordergrund stellen. Musizierende, singende und tanzende Menschen finden über Grenzen hinweg zusammen», erklärt Navia und ergänzt: «Sobald wir irgendwo mitwirken können, fühlen wir uns auch dazugehörig.» Sie betont aber auch, dass dies nicht allein mit dem Verteilen von Flyern erreicht werden könne. «Notwendig ist persönliches Engagement auf Basis eines guten Konzepts. So stellen wir den Pool an Interessierten für die Vermittlung an die Vereine auch in direktem Kontakt mit Migrantenvereinen, Schlüsselpersonen und über unsere etablierten Erstgespräche mit Neuzugezogenen zusammen», sagt sie. Die Neugierde seitens der Vereine sei bereits gross. Ob vom Handharmonikaorchester, von der Jodelgruppe oder vom Drumcorps, denn nicht wenige hätten Nachwuchssorgen und schon deshalb ein Interesse an einer Blutauffrischung. «Ziel ist ein gemeinsames, öffentliches Konzert mit Fest im nächsten Jahr. Im Vordergrund steht für uns allerdings ganz klar die Zeit bis dahin und hoffentlich danach: mit dem regelmässigen Proben, dem gegenseitigen Kennenlernen auf persönlicher und kultureller Ebene», betont die Integrationsbeauftragte. Unterstützt wird «Concert of Nations» u. a. von der Eidgenössischen Migrationskommission und ihrem Programm «Neues Wir». Es fördert Projekte, die den Teilnehmenden und der Öffentlichkeit die Möglichkeit geben, stereotype Diskurse, Bilder und Geschichten von «Wir und die Anderen» aktiv zu hinterfragen und ein neues Selbstverständnis für ein neues, gemeinsames Wir zu entwickeln.

Bilder verfeinern und erneuern

Mit der Rolle von stereotypen Diskursen, Bildern und Geschichten beschäftigt sich auch die Nahost- sowie Kultur- und Religionswissenschaftlerin Hannan Salamat. «Die zunehmende Vielfalt bedeutet, dass wir vermehrt lernen müssen, auch mit Widersprüchen und Mehrdeutigkeiten im Leben umzugehen, und das fällt nicht allen gleich leicht», sagt sie, betont aber auch, dass es immer schon eine Parallelität von Vielfalt gab. «Nichts hat sich in der Menschheitsgeschichte linear entwickelt, weder die drei monotheistischen Religionen noch andere kulturelle Praktiken. Seit Anbeginn sind beispielsweise christliches, jüdisches und muslimisches Wissen ineinandergeflossen», sagt Salamat, die am Zürcher Institut für interreligiösen Dialog Events, Workshops und Tagungen im Bereiche Islam, Antirassismus, Postkolonialismus, Pluralität und Feminismus organisiert sowie städtische Institutionen berät. Das mangelnde

Wissen oder Verständnis über die Vielfalt in Lebensbereichen, die wir nicht so gut kennen, führe zu Vereinfachungen und zu einseitigen Betrachtungsweisen, wie etwa beim Islam. Salamat spricht deshalb bewusst von Islam. «Dass Männer in Frankreich nur mit Frauen flirten und nicht auch mit ihresgleichen, hat Beobachter aus islamischen Weltregionen Anfang des 19. Jahrhunderts beispielsweise sehr irritiert», weiss sie aus Reiseberichten jener Zeit. Wenn wir heute in der Schweiz also über ein differenzierteres Geschlechterverständnis diskutieren, dürfen wir uns solche Teilaspekte aus der Religions- und Kulturgeschichte ebenso bewusst machen wie die Tatsache, dass in Pakistan oder auch in Indien schon sehr lange sehr unterschiedliche Wörter für ebenso viele verschiedene Geschlechterformen existieren», ergänzt sie – ohne damit die Probleme von queeren Menschen ebendort relativieren zu wollen. Auszuhaltende Widersprüche auch hier. «Auszuhalten heisst allerdings nicht, herunterzuschlucken. Es gehört immer auch die Kontroverse dazu, wie wir das aktive Mit- oder das freundliche Nebeneinander gestalten wollen», unterstreicht sie ebenfalls die Bedeutung des fortlaufenden Dialogs.

Geschichte anders denken

Viele der heutigen Identitätskontroversen und Wertekonflikte fassen auf einem lückenhaften oder überholten Geschichtsbewusstsein – sowohl der geografisch fernerer als auch der eigenen Vergangenheit. Sehr deutlich zu sehen am Beispiel des Zusammenwirkens von Rassismus und der kolonialgeschichtlichen Rolle der Schweiz (vgl. Interview, S. 8). Für mediales Aufsehen sorgte diesbezüglich ein 1948–1949 entstandenes Wandalphabet im Berner Schulhaus Wylergut. Darauf werden die Buchstaben C, I und N von Männergesichtern begleitet. Ihre typisierte Darstellung suggeriert einerseits eine fragwürdige Verallgemeinerung («Chinesen») und andererseits bei I und N Fremdbezeichnungen, die heute diskreditiert sind. Während die Stadt das Werk im Zuge eines transdisziplinären Wettbewerbs zum Kulturerbe der Kolonialzeit vor Ort ergänzen und in einen aktuellen Zusammenhang stellen wollte, fand die Gruppe um Fatima Moumouni, Spoken-Word-Poetin, Vera Ryser, Kuratorin, Bernhard Schär, Historiker, und Angela Wittwer, Künstlerin: «Das Wandbild muss weg!» Allerdings nicht einfach so, wie Angela Wittwer betont: «Wir wollen die Vergangenheit nicht ausradieren und uns der Auseinandersetzung auch nicht entziehen. Aber wir finden, ein Primarschulhaus ist nicht der passende Ort dafür, denn das Bild entzieht sich dort der breiten gesellschaftlichen Debatte und Kritik.» Trotz dieser gewichtigen Abweichung von der Aufgabenstellung hat die Gruppe den Wettbewerb gewonnen und die Stadt mit der Idee überzeugt, das Wandbild in das Bernische Historische Museum zu versetzen und dort in einem grösseren Kontext umfassend neu zu verhandeln. «Darüber hinaus möchten wir mit verschiedenen Kooperationen und Projekten über die kommenden Jahre sowohl im Kontext Schule und Museum als eben auch mit der breiten Öffentlichkeit den

Austausch über die Thematik anregen und moderieren», erklärt die Künstlerin. Eingeladen dazu würden auch die städtische Denkmalpflege, Expertinnen der Kunstgeschichte und weitere Communitys wie etwa der Berner Rassismus-Stammtisch. Ob sie denn keine Angst vor gehässigen Konfrontationen habe? «Die schärfste Kritik kommt uns bisher aus einzelnen Medienartikeln und Kommentarspalten entgegen und äussert sich weniger in persönlichen Begegnungen. Wir scheuen eine Konfrontation grundsätzlich nicht: Es ist gerade unser Ziel, eine breite Debatte über das koloniale Erbe in der Schweiz zu initiieren», sagt sie und ergänzt, eine solche Debatte sei schmerzhaft, wenn sie am Selbstbild und an Privilegien rüttle. «Das heisst aber auch, dass wir respektlosen oder rassistischen Äusserungen keine Plattform bieten.»

Im Willen vereint

Die vielen Beispiele des Dialogs und der Auseinandersetzung zeigen, dass die Schweiz und ihr Selbstverständnis trotz einiger Herausforderungen und Widerstände in Bewegung sind. Eine lebendige Demokratie ist schliesslich auf eine vielstimmige, öffentliche Kultur angewiesen, die Zugehörigkeit und Anerkennung für die gesamte Bevölkerung ermöglicht. Die verschiedenen Initiantinnen und Initianten wissen, dass weder die Assimilation in eine fiktive Schweizer Kultur noch ein multikulturelles Laissez-faire realistische Perspektiven sind. Sie setzen richtigerweise auf das bewährte Modell der Willensnation. «Die Schweiz ist seit jeher eine sehr erfolgreiche Ansammlung von vermeintlich schlecht zusammenpassenden Sprachregionen, Religionen, Städten und Landstrichen, vereint durch den gemeinsamen Willen, im ständigen Dialog ein Wir zu formen», sagt Johan Rochel, «wenn das nicht die besten Voraussetzungen dafür sind, diese Ansammlung noch durch etwas mehr Vielfalt zu ergänzen.»

Rassismus und Diskriminierung

Auf dem Weg zu einem neuen gesellschaftlichen Wirkverständnis und einer gleichberechtigten Teilhabe sind Rassismus und Diskriminierung mitunter die grössten Herausforderungen. Die Fachstelle Integration machte die Thematik zu ihrem Jahresschwerpunkt 2022 und widmete ihr u. a. die Publikation «Integration im Fokus. Einblicke in das Kantonale Integrationsprogramm». Sie ist online verfügbar.



→ [integration.gr.ch](https://www.integration.gr.ch)
(Rubrik: Aktuelles)



«Warum also sollen wir an solchen Dingen festhalten?»

Die Historikerin Barbara Lüthi ist eine namhafte Stimme, wenn es um das Zusammenwirken von Rassismus und der kolonialgeschichtlichen Rolle der Schweiz geht.

INTERVIEW: PHILIPP GRÜNENFELDER
FOTO: DONATA ETTLIN

MIX: Frau Lüthi, was motiviert Sie an der Auseinandersetzung mit einer Thematik, über die öffentlich bisweilen hitzig debattiert wird?

Barbara Lüthi (BL): Ich habe mich beruflich lange mit der nordamerikanischen Geschichte beschäftigt. Dort haben die Debatten um Rassifizierung und Rassismus eine lange Tradition, gerade im Zusammenhang mit der Geschichte der Sklaverei und der Polizeigewalt. In der Schweiz war das Wissen um die Kolonialgeschichte und die Dimensionen und Wirkungsweisen von Rassismus gesellschaftlich hingegen lange relativ gering bzw. wurde nicht einbezogen. Ich bin überrascht, wie offen manchmal bei Behörden oder auf der Strasse rassistische Aussagen gemacht und geduldet werden, wie manche Menschen sich unhinterfragt höherwertig als andere fühlen und sehen – und dementsprechend handeln. Es ist mir deshalb auch persönlich ein grosses Anliegen, die Thematik aus der Wissenschaftsdebatte hinaus in die breitere Öffentlichkeit zu tragen.

MIX: Welche Erkenntnisse aus der Forschung rund um den Postkolonialismus überraschen Sie besonders?

BL: Eine wichtige Erkenntnis ist, dass der Kolonialismus nicht nur politische und ökonomische Dimensionen aufweist, sondern auch unser modernes Wissen tiefgehend geprägt hat. Das gilt auch für Länder ohne eigene Kolonien. Die Postcolonial Studies zeigen einerseits die historische Dimension von Race und Rassismus auf, analysieren andererseits aber auch die gegenwärtigen Formen. Für die Schweiz hat mich erstaunt, dass der Begriff «Rasse» nach dem Zweiten Weltkrieg zwar nach und nach diskreditiert wurde, die essentialisierenden Annahmen dahinter beim Gebrauch von Kategorien wie Ethnie, Nation und Kultur aber weitgehend immer noch weiterbestehen.

MIX: Die Schweiz hatte selbst keine Kolonien, war jedoch am transatlantischen Sklaven- und Kolonialhandel beteiligt. Inwiefern hat sie davon profitiert?

BL: Zum einen haben die Wissenschaften oder Museen davon profitiert. Zum anderen und ganz konkret auch diverse Firmen und Wirtschaftszweige. Verschiedene Kolleginnen und Kollegen haben das in detaillierten Studien aufgezeigt, beispielsweise anhand von Handelsunternehmen oder

anhand des Transithandels. Der Historiker Christof Dejung etwa hat im Falle des schweizerischen Handelsunternehmens Gebrüder Volkart nachgewiesen, wie sich die Firma Ende des 19. Jahrhunderts zu einem der grössten Exporteure von indischer Baumwolle und zu einem der wichtigsten Handelshäuser auf dem indischen Subkontinent entwickelt hat, um auf der Basis dieser kolonialen Verstrickungen im 20. Jahrhundert zu expandieren und sich schliesslich global zu einer der bedeutendsten Baumwoll- und Kaffeehandelsfirmen zu entwickeln.

«Ich bin überrascht, wie offen manchmal bei Behörden oder auf der Strasse rassistische Aussagen gemacht und geduldet werden.»

MIX: Weshalb ist das Thema hierzulande erst in den letzten Jahren «auf den Tisch» gekommen?

BL: Dafür gibt es verschiedene Gründe. Einerseits hat es mit der stärkeren Internationalisierung der Wissenschaften zu tun. Hier hat sich eine jüngere Generation von Wissenschaftlerinnen und Aktivisten von den international entwickelten Postcolonial Studies, feministischen Theorien und anderen Ansätzen inspirieren lassen. Sicherlich unterstützt und angespornt durch globale Trends in den sozialen Medien und durch transnationale soziale Bewegungen wie Black Lives Matter. Ein wichtiger Faktor ist nicht zuletzt die Tatsache, dass wir in der Schweiz schon lange eine durch und durch von der Einwanderung geprägte Gesellschaft bilden, in der ganz selbstverständlich immer mehr auch migrantische Gruppen eine öffentliche Auseinandersetzung mit und eine Anerkennung von deren eigener Geschichte fordern. Und schliesslich gilt es zu beachten, dass es auch in der Schweiz eine längere Forschungstradition gibt, die stets auf die Verflechtungen der Schweiz in die kolonialen Konstellationen und ihren Profit daraus hingewiesen hat.

MIX: Welche Rolle spielen Bilder mit kolonialistischem und rassistischem Hintergrund in unseren Köpfen auch heute noch?

BL: In den Postcolonial Studies wird das eurozentrische Logik genannt. Sie wirkt so, dass eigene kulturelle, nationale oder geschlechtliche Identitäten über die Abgrenzung von einem vermeintlich minderwertigen Anderen hergestellt werden. Dieser Prozess basiert auf einem hierarchischen System, das mit Differenzen wie «zivilisiert» und «wild», «rational» und «emotional» oder «weiss» und «schwarz» operiert. Das ist wichtig in Bezug auf die Auswirkungen der Kolonialgeschichte in der Schweiz: Die Bilder oder Wörter, die wir im Hinterkopf haben, um bestimmte soziale Gruppen im Sinne der eurozentrischen Logik zu stereotypisieren und zu marginalisieren, leben oftmals vom Rückgriff auf koloniale Erinnerungsreservoirs. Dies trifft heute insbesondere auch Migrantinnen, Migranten und geflüchtete Menschen aus dem Globalen Süden. Darin lebt die Vorstellung weiter, dass diese Menschen weniger Wert und mit «unserer Kultur» nicht vereinbar sind.

MIX: Aber es kommt Bewegung in die Sache ...

BL: Ja, die Kritik beispielsweise an überholten stereotypen Bildern und Sprache in Kinder- und Schulbüchern hat in den letzten 20 Jahren eine grosse Veränderung und grössere Sensibilisierung mit sich gebracht. Ebenso wächst die Kritik an kolonialen Gütern in Museen, und die Debatten um Rückgabe sogenannter «Raubgüter» betreffen ebenfalls konkret die Kolonialphase.

«Die eigene Geschichte muss sprachlich und visuell neu erzählt werden.»

MIX: Weshalb ist es wichtig, dass wir diese Bilder aufbrechen, und wie machen wir das?

BL: In einer demokratischen Gesellschaft sollte es eine Selbstverständlichkeit sein, dass Menschen unabhängig von ihrer Hautfarbe, ihrem Geschlecht, ihrem Status usw. die gleichen Startchancen haben. Rassistisches Denken baut aber, wie bereits erläutert, auf Ungleichheitsverhältnissen auf. Ich sehe die Auseinandersetzung mit der Thematik nicht nur als Aufgabe der Wissenschaften, sondern vor allem auch als Aufgabe der weissen Bevölkerung, die sich oftmals nicht vom Thema betroffen oder

manchmal sogar bedroht fühlt. Dafür muss gesellschaftlich an verschiedenen Stellen angesetzt werden. Einerseits in Schulen über Schulbücher, Filme oder Diskussionen, die diese Thematik ansprechen. Andererseits braucht es öffentliche Diskussionen in Medien, Museen, Theatern, Behörden und an anderen Orten – wie sie ja auch vermehrt stattfinden. Historisch informierte Stadtrundgänge, wie sie etwa in St. Gallen oder Zürich angeboten werden, können Bilder auf abwechslungsreiche Art aufbrechen.

MIX: Weshalb fällt es einigen Menschen schwer, den «Mohrenkopf» umzubenennen, ein Denkmal von Profiteuren der Sklaverei zu hinterfragen oder ein Kinderbuch mit einem «N****könig» umzuschreiben?

BL: Diejenigen, die die Geschichte der Schweiz als Nation lange geprägt haben, zeichneten ein sehr positives Bild von diesem Land und dessen Leitideen wie Neutralität, Kompromissbereitschaft oder humanitäre Tradition. Sie verstanden das alles als reinen Eigenverdienst. Viele wollen dieses Selbstbild nicht ankratzen. Andere Phänomene – wie eben Rassismus, Kolonialismus oder Migration, mit denen die Geschichte ebenfalls zusammenhängt – haben deshalb lange keine Berücksichtigung gefunden. Mit der Pluralisierung der Gesellschaft werden zunehmend weitere Sichtweisen auf die eigene Geschichte eingefordert. Sie muss infolgedessen sprachlich und visuell neu erzählt werden. Es braucht frische Denkweisen und andere Zugänge, um der Geschichte aller Bewohnenden dieses Landes gerecht zu werden. Dazu gehört z.B. die Tatsache, dass der Begriff N**** im 18. Jahrhundert mit dem Aufkommen der längst widerlegten Rassentheorien in die deutsche Sprache übernommen wurde und immer auch eine Vielzahl von rassistischen und eurozentristischen Stereotypen beinhaltete. Warum also sollen wir an solchen Dingen festhalten? ●

Für eine gerechtere Schweiz *Sie machen sich stark für eine Gesellschaft ohne Diskriminierung – vielleicht auch, weil sie aus eigener Erfahrung wissen, was es bedeutet, nie ganz dazuzugehören.*

TEXTE: GÜVENGÜL KÖZ BROWN
FOTOS: DONATA ETTLIN



**Abdallah (Abdi) Abbas (22), Handwerker
Schwarz. Araber. Flüchtling.**

Als die Black-Lives-Matter-Bewegung 2020 auch die Schweiz erreichte, habe ich mich mit Herzblut für die Sache eingesetzt: Ich habe Demos in Chur, Basel und Zürich mitorganisiert, mich öffentlich zum Thema geäussert und an performativen Projekten teilgenommen, die im öffentlichen Raum auf die Thematik rund um das Schweizersein in der Schweiz aufmerksam gemacht haben. Auch wenn ich die Bewegung nach wie vor richtig und wichtig finde, musste ich nach einer Weile feststellen, dass ich mich in der Organisation nicht zu 100 Prozent repräsentiert fühle. Ich bin nämlich schwarz, Araber und Flüchtling. Meine Diskriminierungserfahrungen sind komplexer und lassen sich nicht allein auf meine Hautfarbe reduzieren. Deshalb bin ich derzeit in Projekte involviert, die geflüchtete Menschen, vor allem Kinder, in den Fokus stellen. Dazu arbeite ich u. a. im Rahmen des Gorilla-Projekts mit der Schtifti Foundation zusammen.



Kishara Thayanathan (14), Schülerin
Überraschung im Grossratssaal

Bis vor Kurzem habe ich mich überhaupt nicht für Politik interessiert. Als unsere Lehrerin uns im vergangenen Jahr mitteilte, dass wir am vierten Bündner Mädchenparlament in Chur teilnehmen könnten, habe ich erst Ja gesagt, nachdem auch andere Mädchen aus meiner Klasse zugesagt hatten. Deshalb war ich auch so überrascht, dass ich die Arbeit im Grossratssaal so spannend fand. Wir wurden in Gruppen eingeteilt, in denen wir uns mit einem konkreten Thema auseinandersetzen mussten. Danach haben wir den anderen unsere Position dazu präsentiert und gemeinsam darüber debattiert. Heute kann ich mir sehr gut vorstellen, später selbst in die Politik zu gehen. Ich würde mich dann für die Umwelt einsetzen und dafür sorgen, dass zum Beispiel Fabriken und Autos nicht mehr unsere Luft verschmutzen.



Natacha Espirito Santo (31), Biologin/Jugendarbeiterin
Frauenpower aus Chur

Ich wollte mich schon während meines Studiums mehr für den Umweltschutz einsetzen. Als in Zürich die ersten Unverpackt-Läden eröffnet wurden, war ich vom Konzept so begeistert, dass ich die Idee nach Chur bringen wollte – dorthin, wo ich geboren und aufgewachsen bin. Dank Crowdfunding ging der Wunsch 2018 in Erfüllung. Den Laden gibt es zwar nicht mehr, aber diese Ökologieschiene hat mich zum Feminismus gebracht – und zwar am 14.6.2019, als ich den Laden schloss, um am Frauentreik teilzunehmen. Seither bin aktiv beim Frauen*streikkollektiv. Unser Ziel ist es, feministische Themen in Graubünden sichtbar zu machen, indem wir uns etwa dafür einsetzen, dass Frauen in der Gemeindepolitik stärker vertreten sind, oder indem wir regelmässig Kolumnen in lokalen Medien schreiben. Das Paradoxe ist, dass ich als Tochter portugiesischer Einwanderer nicht über das Wahl- und Stimmrecht verfüge. Früher konnte ich mir die Einbürgerung nicht leisten und als ich es konnte, durfte ich nicht, weil ich aufgrund meines Studiums in einen anderen Kanton gezogen bin. Inzwischen läuft das Verfahren. Gerechtigkeit sieht aber anders aus.



La musica, che unisce

Per tre giorni Roveredo diventa una meta multiculturale. Al Grin Festival si incontrano musicisti provenienti da diversi Paesi. Gli organizzatori puntano così a promuovere l'apertura culturale nella regione.

TESTO: ANNALISA DE VECCHI

Cri-cri-cri»: è il suono che accompagna le tranquille notti d'estate, l'inconfondibile frinire dei grilli. Nonostante il suono possa essere forte, non sempre si trovano i piccoli artefici di questi concerti estivi. Così è anche il Grin Festival a Roveredo in Mesolcina. Per trovarlo ci si lascia guidare dai suoni di strumenti di Paesi lontani. I cartelli verdi segnalano la direzione, ma da nessuna parte si vedono i tipici tendoni o gazebo degli openair. Si deve percorrere un breve sentiero in leggera salita lungo una collina per trovare il festival, che si nasconde su un'altura contornata da alberi.

Rompere i muri

«Il posto stesso di questo evento è un esempio di sensibilizzazione verso altre culture», spiega Domenico Tanese, che assieme a Ursula Bucher e Nico Fibbioli ha fondato il Grin Festival nel 2017. «Il proprietario del terreno era molto scettico verso la cultura afghana. Con il festival abbiamo cercato di integrare questa comunità. E ora loro aiutano il proprietario durante il periodo della fienagione. Siamo riusciti a far cadere degli stereotipi, facendo nascere l'interesse per una cultura diversa.»

Questo è uno dei pilastri, sui quali poggia l'idea di questo evento, ossia la sensibilizzazione verso altre nazionalità. Anche la lotta al razzismo e l'integrazione sono aspetti importanti per gli organizzatori. Tutti obiettivi che Domenico Tanese e la sua squadra composta da un centinaio di volontari cercano di raggiungere attraverso concerti, rappresentazioni teatrali, laboratori creativi per bambini e proposte culinarie che portano a Roveredo sapori e profumi da diverse parti del mondo.

Dal backstage alla cucina

Da quest'anno pure Kateryna Bartosh fa parte del gruppo di volontari. Assieme alla sua famiglia è arrivata in Mesolcina a metà marzo, dopo che l'esercito russo ha invaso il suo Paese. «Per me è importante potermi rendere utile. Se fossi rimasta a casa, probabilmente mi sarei lasciata assorbire dalla sofferenza e dalle drammatiche notizie che arrivano dall'Ucraina.» Quando gli organizzatori le hanno quindi chiesto se era disponibile per gestire il backstage, ha subito accettato. Questo nonostante Kateryna sia attiva in tutt'altro settore. A Kiev lavorava come osteopata. «Sicuramente quest'occupazione mi ha aiutata ad integrarmi e a conoscere nuove persone.»

Nonostante la situazione tesa fra Russia e Ucraina, gli organizzatori hanno voluto invitare una band russa. «Abbiamo fatto il possibile per evitare la discriminazione dei russi come popolo. Non bisogna dimenticare che non tutti sostengono l'attacco all'Ucraina», spiega l'organizzatore.

Nel backstage allestito in una stalla si trovano i numerosi artisti arrivati da tutte le parti del mondo. Gli strumenti sono appoggiati sulla paglia. Amrat Hussain si fa notare nel suo sgargiante abito tradizionale indiano. Lui e la sua band, gli Amrat Hussain Brothers Trio, sono per la prima volta al

Grin Festival. «I partecipanti sono felici di vedere persone che vengono da posti differenti. Hanno un cuore aperto e sono curiosi. Sono qualità molto preziose negli esseri umani», racconta il musicista di tabla, proveniente da una famiglia che già da sette generazioni suona musica indiana.

Uscendo dal backstage, si arriva nella zona gastronomica del festival, dove vengono proposte diverse specialità culinarie. Hassan Shairmohmmadi si occupa di cucinare i shaslik, una specialità di carne del suo Paese d'origine, l'Afghanistan. È dagli inizi, che aiuta come volontario al Grin Festival. «Ho conosciuto Nico Fabbioni, uno degli organizzatori, per caso. Mi ha parlato di questo evento. Io volevo imparare meglio la lingua, conoscere più gente del posto, così da integrarmi nella società», racconta in un italiano scorrevole. Dal 2017 nella sua agenda tre giorni all'anno sono riservati per aiutare alla griglia del Grin Festival. «Per me qui è bellissimo. Vedo tanta gente di Paesi diversi che parlano, ballano, mangiano assieme. Spero ci siano sempre più posti, in cui si possa vivere questo senso di condivisione.»

Perché la Mesolcina?

Ma come mai portare il suono dei sitar, il profumo dei shaslik allo spiedo e le corone di fiori della Polonia a sud della Mesolcina? «In questa regione c'è un'attitudine conservatrice e non sono molte le persone di culture diverse che vivono qui», spiega Domenico Tanese. Stando ai dati dell'Ufficio dell'economia e del turismo grigionese delle 8770 persone che vivono in Val Mesolcina e Calanca quasi un quarto viene da altri Paesi, al primo posto l'Italia, seguita poi dal Portogallo. «Abbiamo voluto portare degli spunti di riflessione verso altre culture, non presenti qui da noi.»

E per farlo hanno creato un evento che mostra la bellezza delle diversità, mantenendo anche un tratto locale. Il nome «grin» deriva infatti dal dialetto di Roveredo e significa grillo.

→ grinfestival.ch

DEUTSCH

Musik vereint

Auf einer Bühne spielen indische Musiker, in der Küche werden afghanische Spezialitäten zubereitet und in einer Ecke wird mit der eritreischen Community Kaffee getrunken. Auf einer von Bäumen verdeckten Anhöhe oberhalb von Roveredo begegnen sich zahlreiche Kulturen. «Auf diese Weise wird die kulturelle Öffnung der Region gefördert», erklärt Domenico Tanese, der zusammen mit einer Gruppe von Freunden das Grin-Festival im Jahr 2017 gegründet hat. Ein Event, das kontinuierlich wächst und in diesem Jahr rund tausend Zuschauer angezogen hat. Die Organisatoren wollen nicht nur die lokale Bevölkerung gegenüber anderen Nationalitäten sensibilisieren, sondern engagieren sich auch im Kampf gegen Rassismus und für Integration. Diesen Aspekt erkennt man, sobald man mit den Volontären spricht. Kateryna Bartosh ist im vergangenen Frühling aus der Ukraine gekommen, und die Organisatoren haben sie sofort in das Backstage-Management eingebunden. Hassan Shairmohmmadi hingegen stammt aus Afghanistan und hilft seit der ersten Festival-Ausrichtung in der Küche. Trotz des multikulturellen Charakters haben die Gründerinnen und Gründer einen ortsgebundenen Namen gewählt: «Grin» bedeutet im Dialekt von Roveredo «Grille», ein kleines Insekt, das zusammen mit den Festivalkonzerten die Menschen durch sein abendliches Zirpen erfreut.

RUMANTSCH

Musica che collia

Sin ina tribuna sunan musicists da l'India, en cuschina prepar'ins spezialitads afganas ed en in chantun pon ins baiver in café cun la societad eritreana. Sin ina collina cuverta cun plantas sur Roveredo s'inscuntran numerusas culturas. En quella moda veglian ins promover l'avertadad culturala en la regiun, declera Domenico Tanese che ha fundà il Grin Festival ensemen cun ina gruppa d'amis l'onn 2017. L'occurrènz vegn adina pli gronda ed ha attratg quest onn var milli visitadras e visitaders. Las organisaturas ed ils organisaturs na vulan betg mo sensibilisar la glied per autras naziunalitads, mabain han en mira era l'antirassissem e l'integraziun. L'ultim aspect vegn vesai-vel en il discurs cun inqual voluntaria e voluntari. Kateryna Bartosh è arrivada la primavaira passada da l'Ucraina ed è vegnida integrada immediat en il management da backstage. Hassan Shairmohmmadi percenter deriva da l'Afganistan e gida dapi l'emprima ediziun dal festival en cuschina. Malgrà il caracter multicultural dal festival han las persunas che han fundà il festival tschernì in num attaschè a la regiun. «Grin» signifitga «grigl» en dialect. In animalet che embellescha las sairas da stad - tuttina sco ils concerts dal festival.

Keine Arbeit für Künstlerinnen *Für hoch qualifizierte Flüchtlinge ist der Weg in den Schweizer Arbeitsmarkt mit besonderen Herausforderungen verbunden. Eine Frau und zwei Männer erzählen von ihren individuellen Hindernissen und Erfolgen.*

TEXT: MELANIE KEIM

Zahra Monfared muss ein Bild ihrer Arbeit auf dem Handy hervorsuchen, um zu erklären, wie sie im Iran als Künstlerin gearbeitet hat. «Fused Glass» nennt sie die Technik, bei der farbiges Glas verschmolzen wird. In ihrer Heimat konnte sie mit ihrem Bachelor in Kunst mit solchen Glasarbeiten gut leben. Sie arbeitete in der Kunstvermittlung, im Bereich Interior Design, zudem sei Kunsthandwerk bei Touristen sehr gefragt, sagt Monfared und fügt hinzu: «In der Schweiz ist Kunst hingegen nicht dasselbe wie IT oder Ingenieurwissenschaften.» Sprich: Es gibt wenige Stellen für Leute mit einer Kunstausbildung.

Akademikerberufen wichtiger als in Jobs mit tiefen Qualifikationsanforderungen. Das sind nur einige von vielen Herausforderungen, mit denen hoch qualifizierte Flüchtlinge in das Arbeitsintegrationsprogramm der Fachstelle Integration kommen.

Hier machen sie mit einem Jobcoach zuerst eine Auslegeordnung. Sie klären, ob sie Auflagen für die Anerkennung ihres Berufs erfüllen müssen, welche Jobprogramme, Aus- oder Weiterbildungen infrage kommen, was für Jobmöglichkeiten es nach einer absolvierten Qualifikation gibt und, ob dieser Weg, der bisweilen ziemlich lange sein kann, überhaupt infrage kommt.

Bei Monfared zeigte sich schnell, dass ein zusätzliches Studium in Konservierung/Restaurierung eine gute Lösung wäre. In diesem Bereich gibt es gute Stellen und über ein Vorpraktikum sah sie, dass ihr die Arbeit gefiel. Nur: Für das Studium an der Hochschule der Künste Bern musste sie den Kanton wechseln und in der Hauptstadt gilt die Regel, dass man zuerst zwei Jahre hier wohnhaft sein muss, damit man ein Stipendium beantragen kann.

Monfared begann ihr Bachelorstudium trotzdem und finanziert es vorerst über private Unterstützungsangebote. Mehr als 100 Stiftungen schrieb sie an, um das Geld für ein Jahr zusammenzubekommen. Doch sie sagt: «Ich bin sehr zufrieden mit dem Studium und froh, dass ich jetzt meinen Weg gefunden habe.» Auch merkte Monfared bereits, dass sie gewisse Vorteile gegenüber ihren jüngeren Mitstudierenden mitbringt. So erwähnte sie bei einer Exkursion im Berner Münster, dass sie einige Muster in der Kirche aus dem Islam kenne und sie diese Verbindungen interessierten. Einige Wochen später erhielt sie von der Berner Münster-Stiftung ein Angebot für ein Praktikum.

SCHAFFEN SIE ZUKUNFT

Die Integration von anerkannten Flüchtlingen und vorläufig aufgenommenen Personen in die Arbeitswelt ist Voraussetzung für eine selbstständige Lebensführung. Stellensuchende zeigen deshalb erfahrungsgemäss viel Willen und Engagement. Die Fachstelle Integration des Kantons Graubünden unterstützt sie mit einer beruflichen Integrationsförderung und arbeitet dafür mit Jobcoaches. Für das Gelingen braucht es Arbeitgebende, die Einstiegschancen in Form von Schnupperwochen, Praktika, Temporär- oder Festanstellungen bieten. Für Interessierte, die bereit sind, das berufliche Potenzial eines Menschen aus einem anderen Kulturkreis zu fördern, stehen wir mit weiteren Informationen gerne zur Verfügung.

→ Tel. 081 257 26 38

→ jobcoaching@integration.gr.ch

→ fluechtlinge.gr.ch

Noch einmal von vorne

Die 41-jährige Iranerin gehört zur Gruppe der hoch qualifizierten Flüchtlinge. Sie bringen mindestens einen Abschluss auf Maturaniveau mit, vielfach auch ein abgeschlossenes Studium und einige Jahre Arbeitserfahrung. Doch das macht ihre Arbeitssuche in der Schweiz nicht einfacher, im Gegenteil. Viele Abschlüsse werden nicht eins zu eins anerkannt, zudem sind gute Sprachkenntnisse in vielen

Es braucht Aufklärungsarbeit

In Kantonen ohne grosse Wirtschaftszentren fehlen oft nicht nur die passenden Aus- und Weiterbildungsmöglichkeiten, sondern auch Grosskonzerne, die mit ihren internationalen Teams interessante Arbeitgeber sein könnten. Doch auch der Weg in solche Firmen ist nicht einfach. «Viele hoch qualifizierte Flüchtlinge sprechen kein Englisch, weil diese Sprache in ihrem Herkunftsland eine untergeordnete Rolle spielt», sagt Andrea Allemann, Jobcoach bei der Fachstelle Integration. Zudem gebe es auch bei Grossunternehmen häufig noch zu wenig Wissen über hoch qualifizierte Flüchtlinge. So wüssten viele Arbeitgebende nicht, dass ein F-Ausweis für vorläufig Aufgenommene nicht bedeutet, dass die Person allenfalls von einem Tag auf den anderen die Schweiz wieder verlassen muss. Und auch wenn etwa durch die Geflüchteten aus Syrien präsenter geworden sei, dass es unter Flüchtlingen viele Hochqualifizierte gibt, brauche es noch viel Aufklärungsarbeit, damit Firmen in Branchen mit Fachkräftemangel diesen Pool an qualifizierten Arbeitskräften auch wirklich nutzen.

Von verschwendetem Potenzial spricht auch Emmanuel Shafiee, der 2017 aus dem Iran in die Schweiz geflüchtet ist. Er hatte in seiner Heimat ein Studium als Operationsassistent absolviert und fünf Jahre in diesem Beruf gearbeitet. Hierzulande ist seine Ausübung, wie in vielen andere Berufen, reglementiert. Wer ihn praktizieren will, muss sein ausländisches Diplom in einem langwierigen Prozess anerkennen lassen. Bisweilen haben Flüchtlinge Mühe, die dafür notwendigen Dokumente aus ihrer Heimat zu beschaffen. Doch Shafiee musste aus einem anderen Grund warten. Während er mit seinem Ausweis N für Asylsuchende in der Schweiz zwar bereits arbeiten durfte, brauchte er für das Diplom-Anerkennungsverfahren in seinem angestammten Beruf eine Aufenthaltsbewilligung. Sie folgte erst nach Jahren. «Das ist wirklich Unsinn. Da gibt es auf der einen Seite einen solch grossen Fachkräftemangel in der Schweiz und auf der anderen Seite ein grosses Potenzial, das nicht genutzt wird», sagt Shafiee. Er bewarb sich auf niedrig qualifizierte Stellen, bekam Absagen, weil er überqualifiziert war, und fand schliesslich im Spital Ilanz eine Stelle als Lagerungspfleger, für die man kaum medizinisches Wissen braucht.

Unterdessen liess er sich auf verschiedenen Fachstellen für seine berufliche Weiterentwicklung beraten und beschloss, ein Studium in Ernährungswissenschaften in Bern zu beginnen. Er kündigte den Job, seine Wohnung in Ilanz und beantragte mit seiner Frau den Kantonswechsel. Nur war er sich nicht bewusst, dass im Kanton Bern für ein zweites Hochschulstudium keine Stipendien gewährt werden. In seinem Falle also, sobald sein Diplom als Operationsassistent anerkannt würde, was kurz vor Studienbeginn schliesslich der Fall war. «Als Flüchtling kann ich so etwas schlicht nicht wissen», sagt Shafiee und beklagt sich, dass diese Information in dem komplexen Zusammenspiel verschiedenster Akteure nicht zu ihm gelangte. Doch gleichzeitig zeigt er sich auch sehr dankbar für die Unterstützung der Fachstelle

Integration. Aktuell absolviert der 33-Jährige ein einjähriges Praktikum im Kantonsspital Chur. Er ist froh, wieder bei Operationen assistieren zu können, auch wenn das noch nicht ganz den Aufgaben entspreche, die er bei seiner Arbeit im Iran früher übernehmen konnte. Und am Ende fügt er an, dass das Schwierigste am ganzen Prozess für ihn dieser Stempel «Flüchtling» gewesen sei, den er zu spüren bekommen habe: «Als Flüchtling wird man einfach anders angeschaut als Ausländer, die sonst in die Schweiz kommen.»

Eine Suche der Kantongrenze entlang

Besonders herausfordernd ist die Integration in den Arbeitsmarkt, wenn man bei der Flucht fast am Ende seiner Berufskarriere angelangt ist. Das war bei Juan Carlos Montes der Fall, der bereits 55 war, als er mit seiner Familie aus Kolumbien in die Schweiz flüchtete. Als ausgebildeter Ingenieur war er einst in der Stadtverwaltung einer grossen Stadt in Kolumbien für sämtliche Strassen und später für sämtliche Parks und Sportzentren verantwortlich. In der Schweiz jedoch konnte er nicht so einfach wieder als Ingenieur arbeiten. «Eins und eins gibt überall auf der Welt zwei. Doch die Bedingungen für die Arbeit als Ingenieur sind überall anders», erklärt Montes in einem Café im Tessin, wo er einen Italienischintensivkurs absolviert.

«Eins und eins gibt überall auf der Welt zwei. Doch die Bedingungen für die Arbeit als Ingenieur sind überall anders.»

Hierhin fand Montes, weil es mit dem Deutsch einfach nicht klappen wollte und weil er den Kanton Graubünden, dem er zugeteilt wurde, erst einmal umrundet hat. «Um mich zu integrieren, musste ich meine Umgebung kennenlernen», erklärt Montes. So entdeckte er, dass an gewissen Orten an der Kantongrenze Italienisch gesprochen wird, was für ihn leichter zu lernen ist. Mithilfe seines Jobcoachs zog er in einen italienischsprachigen Ort um, nun sucht er nach Möglichkeiten für ein unbezahltes Praktikum in einer Ingenieursfirma und steht mit einer technischen Berufsfachschule in Poschiavo in Kontakt, die er ebenfalls auf eigene Faust entdeckte.

Für Jobcoach Allemann ist Montes nur ein Beispiel dafür, mit wie viel Eigeninitiative und Motivation seine Klientinnen und Klienten ihre Herausforderung neben der fachlichen Unterstützung angehen. Ob der 59-Jährige vor der Pensionierung allerdings noch einmal in seinem Beruf arbeiten kann, ist unklar. Doch er sagt: «Für mich ist die Hauptsache, dass ich mich und mein Wissen irgendwie wieder einbringen kann.»



Er will vernetzen
Salah Osman hat gelernt, dass man nur gemeinsam vorwärtskommt. Deshalb engagiert er sich im Somalischen Integrationsverein und als Moderator von Femmes-Tische/Männer-Tische Graubünden.

TEXT: MELANIE KEIM
 FOTO: NICOLA PITARO

Salah Osman kennt sich aus mit Wissensvermittlung. Das wird schnell klar auf der Terrasse des Migros-Restaurants in Chur. Hier trifft sich der 37-jährige Somalier häufig mit Freunden und erzählt heute seine eigene Geschichte. Bevor er loslegt, zeigt er auf, wie er seine Erläuterungen strukturieren wird: Erst kommt die Herkunft, dann die Ankunft in der Schweiz, darauf folgt der Weg zum heutigen Job und schliesslich will er über sein Engagement für die somalische Community sprechen; über seine Arbeit als Moderator des neuen kantonalen Informations- und Bildungsangebots Femmes-Tische/Männer-Tische, wo er auf sehr niederschwellige Weise Wissen rund um die Themen Gesundheit, Familie und Integration an somalische Kollegen weitergibt und die Gespräche mit ihnen moderiert.

«Das gefällt mir, Wissen weiterzugeben», sagt Osman. Dass er in Mogadischu als Lehrer für Somali und Arabisch gearbeitet hat, erwähnt er jedoch nur nebenbei. Denn der Sohn aus einer Bauernfamilie im Süden Somalias hält sich nicht lange bei seiner Person auf. Wenn er von sich erzählt, dann geht es immer auch um die andern, ums Vernetzen von Menschen, ums gemeinsame Lernen und Weiterkommen. Um die Dinge, für die er sich engagiert.

Ankommen im neuen Leben

2010 kam Osman in der Schweiz an. Es war Winter und der junge Somalier wusste mit dem Schnee und der Kälte genauso wenig umzugehen wie mit den Fahrplänen der Busse und Züge. Es ist eine Geschichte, die man immer wieder hört, doch Osman macht klar, dass er damit keine Klischees bedient: «Das sind alles wichtige Dinge, die einem erst jemand beibringen muss.» Wieder streift er im Gespräch nur, dass er später selbst anderen neu angekommenen Flüchtlingen zeigte, wo man gute Kleider für den Winter findet oder günstige Lebensmittel. Stattdessen spricht er lieber über die, die ihm nach ersten Stationen in der West- und der Ostschweiz halfen, in Davos Fuss zu fassen und dort im Jahr 2015 mit anderen zusammen den Somalischen Verein Davos zu gründen.

«Der Verein war für mich eine Tür und ein Weg, um vorwärtszugehen», sagt Osman. Denn der Verein ermöglichte ihm nicht nur eine Vernetzung innerhalb der somalischen Community, sondern auch Kontakte über

diese hinaus. Und Kontakte brauchte er, um auch beruflich einen Einstieg zu finden. «Für einen Job reicht es nicht aus, dass man Deutsch kann. Man braucht Referenzen, erste Berufserfahrungen, etwas, was Vertrauen schafft», erklärt Osman und fügt an, dass einem die Kollegen, die in der gleichen Situation sind, auch nicht weiterhelfen können. Doch über die Kulturfestivals, die er mitorganisierte, habe er auch Schweizer kennenlernen können. Und so fand er schliesslich erste Anstellungen in der Gastronomie und der Industrie.

Etwas bewegen wollen

Heute arbeitet Osman als Anlageführer in Domat/Ems und lebt in Chur mit seiner Frau und seinen drei Söhnen. Wenn er auf seinen Weg bis hierhin zurückblickt, so spricht er auch davon, dass einem als Flüchtling nichts geschenkt wird, dass man am Anfang ein Nichts sei. Doch er fügt gleich mit einem Lachen an, dass es bei ihm dann doch nicht ganz so anstrengend und schwierig wie bei anderen gewesen sei. Und dass er heute alles habe, was das Leben ausmacht: Gesundheit, einen Job, Kinder, die in einem Land ohne Krieg aufwachsen.

Nach wie vor engagiert sich Osman im Somalischen Verein, heute in Chur. Als Sportverantwortlicher organisiert er die wöchentlichen Fussballtrainings für Erwachsene und Kinder und die Matches mit anderen Vereinen. Selbst spielt er inzwischen keinen Fussball mehr, dafür geht er jeden Samstag mit seinen drei Söhnen in Haldenstein joggen.

Fragt man den Familienvater, weshalb er seit Anfang 2022 im Auftrag der Fachstelle Integration auch noch die Aufgabe als Moderator für die Femmes-Tische/Männer-Tische Graubünden übernahm und dafür neben den eigentlichen Treffen auch Zeit für Schulungen investiert, so muss er nicht lange überlegen. «Ich will etwas bewegen. Und dafür braucht man Kontakte und gemeinsame Diskussionen», sagt Osman. Denn nur, wenn man sich kenne und zusammen diskutiere, könne man auch gemeinsam Lösungen finden und weiterkommen.

→ integration.gr.ch
 (Suchbegriff: Femmes-Tische/Männer-Tische)

Mitenand *Die wohl grösste zivilgesellschaftliche Bewegung für eine solidarische Schweiz wirkt bis heute nach – ging jedoch vergessen.*

TEXT: PHILIPP GRÜNENFELDER
FOTO: SCHWEIZERISCHES SOZIALARCHIV / F PE-0078



Über die Schwarzenbach-Initiative von 1970 spricht man bis heute. Kein Wunder: Sie hat trotz ihres knappen Scheiterns an der Urne lange klaffende Wunden hinterlassen – nicht nur bei Hunderttausenden, teils traumatisierten Ausländerinnen und Ausländern, die kurz davorstanden, aus dem Land komplementiert zu werden. Aus dem kollektiven Gedächtnis verschwunden ist hingegen eine zivilgesellschaftliche Bewegung, die in der Folge der ausländerfeindlichen Debatten aus der katholischen Arbeitnehmer-Bewegung heraus entstanden ist und in ihrer Grösse und Wirkung bis heute einmalig blieb: die Mitenand-Bewegung. Ab 1974 bündelten sich in ihr nach und nach Kräfte aus dem kirchlichen und dem bürgerlich-liberalen Umfeld

bis hin zu Vertreterinnen und Vertretern aus dem ganz linken Spektrum. Auch die grossen Organisationen der italienischen und der spanischen Arbeiterinnen und Arbeiter engagierten sich in der nationalen und in den vielen regionalen Arbeitsgruppen. In Form einer Volksinitiative forderten diese schliesslich auch institutionell eine menschlichere Ausländerpolitik. Dazu gehörte u. a. ein Paradigmenwechsel weg von der Forderung nach Assimilation, hin zu einem «beidseitigen Eingliederungsprozess». Sprich: Ausländerinnen und Ausländer sollten nicht mehr gezwungen werden dürfen, ihre kulturelle Identität aufzugeben. Es etablierte sich der Begriff Integration dafür.

Erfolg trotz Abstimmungsnein

Die Initiative scheiterte im April 1981 krachend mit 80 Prozent Neinstimmen. Doch die Massenkundgebungen, Workshops und Forumsveranstaltungen davor und danach blieben nicht ohne Wirkung. Einheimische und Ausländerinnen und Ausländer begegneten sich oft überhaupt zum ersten Mal an Mitenand-Festen oder in Mitenand-Ferienlagern für Kinder. Es existieren begeisterte Erlebnisberichte über den ausgelassenen Austausch von Türkinnen, Italienern, Spanierinnen und Schweizern. Bei Musik und Kulinarik aus all diesen Herkunftsländern. Integrationsförderung durch Begegnung: heute eine Selbstverständlichkeit, damals ein Novum. 1991 ging die Arbeitsgruppe in der Bewegung für eine offene und solidarische Schweiz auf – und vergessen.

Guten Tag, ich habe Fragen an Sie:

Sie kommen in einen vollen Zug und haben noch die Wahl, sich in das Zweierabteil neben einen Mann of Color zu setzen oder in das Zweierabteil neben einen weissen Mann. Zu wem setzen Sie sich hin?

Andere Fragen: Welchen Hautfarbestift geben Sie Ihrem Kind, wenn es Sie nach einem fragt?

Wurden Sie auch schon anlasslos auf der Strasse polizeilich kontrolliert? Werden Sie auch stets gefragt, woher Sie kommen und wann Sie wieder gehen?

Diese und weitere Fragen könnten auf dieser Liste stehen, um die mich eine Bekannte gebeten hat. Dort sollten aber konkrete Tipps aufgeführt sein, vor allem für weisse Menschen, damit sie im Alltag keinen Rassismus ausüben. Komprimiert und erarbeitet von mir – einer Frau of Color mit Rassismuserfahrung. Ich habe diesen Wunsch zurückgewiesen. Ich verstehe ihn zwar – eine Auflistung mit Tipps in der Handtasche dafür zu haben, wäre superpraktisch, denn die meisten Menschen wollen nicht rassistisch sein und wünschen sich ein schnelles Rezept dagegen. Aber Rassismus fordert eine intensive und persönliche Auseinandersetzung – um die eigenen Privilegien und das eigene Handeln zu reflektieren und die prägenden rassistischen Strukturen und die Historie zu verstehen. Sich zu sensibilisieren, bedeutet, Verantwortung zu übernehmen, und beginnt vielleicht mit dieser Frage: «In was für einer Welt wollen wir leben?»

CARTE BLANCHE FÜR SAMIRA EL-MAAWI (*1980),
AUTORIN, SCHREIBCOACH UND
PSYCHOSOZIALE BERATERIN I.A.
FOTO: ZVG





30

**Bündner Gemeinden
kennen das Stimm-
und Wahlrecht für
Ausländerinnen und
Ausländer.**

Das Dorf in Schwung halten *Was in der restlichen Deutschschweiz kaum vorstellbar ist, gehört in vielen Bündner Gemeinden zum Alltag: Auch die Bevölkerung ohne Schweizer Pass kann sich politisch einbringen. Etwa Sabine Rudolf in Conters.*

TEXT: PHILIPP
GRÜNENFELDER
FOTO:
DONATA ETTLIN

Klick gemacht habe es an Silvester vor elf Jahren in der Dorfbeiz. «Es waren meine ersten Tage in Conters und schon fühlte ich mich dazugehörig», blickt die gebürtige Bayerin Sabine Rudolf auf die spontane Neujahrsfeier mit Einheimischen zurück. Gleichwohl konnte sie sich damals noch kaum vorstellen, dass sie sich eine Dekade später ganz im Prättigauer Dorf niederlassen würde, geschweige denn, seine Geschicke aktiv mitzulenken. «Ich hatte hier ja eigentlich nur ein Ferienhaus als Abwechslung zu meinem Leben in Kilchberg gesucht, wo ich damals lebte», erklärt die Juristin. Ihre Karriere als Leiterin von Rechtsabteilungen in verschiedenen internationalen Konzernen brachte sie 2007 von Düsseldorf in die Nachbargemeinde von Zürich. Noch bis vor Kurzem flog die 50-jährige regelmässig für ihren Job um die halbe Welt – ein grosser Kontrast zu ihrem heutigen Leben mit Hund, Katze, Hasen und einer Handvoll Alpakas, weit weg von der Grossstadt.

Dass es so weit gekommen sei, hänge gerade mit der gut funktionierenden Dorfgemeinschaft, mit dem schnell erlangten Zugehörigkeitsgefühl zusammen, das sie erfasste, obwohl sie lange nur die Wochenenden hier verbrachte. Vollends überzeugt vom Landleben habe sie schliesslich die positive Erfahrung mit dem Homeoffice während Corona. Sie verlegte ihren Lebensmittelpunkt ganz nach Conters und richtete hier im vergangenen März auch ihre berufliche Herausforderung neu aus: mit einer eigenen Anwaltskanzlei. «Ingeheim begleitete mich schon immer der Wunsch, eine «Feld-Wald-Wiesen-Kanzlei» zu haben», gibt sie mit einem Lächeln zu. Die Nähe zu den mehr oder weniger alltäglichen Problemen der Menschen fasziniere sie. «Ausserdem kann ich mich jetzt auf eine ganz besondere Leidenschaft konzentrieren», ergänzt sie und meint damit das Tierrecht. Darauf ist ihre Kanzlei spezialisiert und sie kümmert sich neben anderen zivilrechtlichen Fällen um beschlagnahmte Hunde, Hundebisse oder Haustierstreitigkeiten bei Scheidungen. «Ich geniesse das neue Leben sehr und freue mich, dass es mein frischgebackener Ehemann, der aus Landquart stammt, hier oben mit mir teilt.»

«Ein Gespräch mit dem Gemeindeschreiber brachte mich erst auf die Idee einer Kandidatur.»

Zu diesem Leben gehört ihr Amt als gewähltes Mitglied des Gemeindevorstands. Dass dies möglich wurde, obwohl Sabine Rudolf keine Schweizer Bürgerin ist, hängt mit der 2004 revidierten Kantonsverfassung zusammen. Seither können Gemeinden selbst bestimmen, ob sie das aktive Stimm- und Wahlrecht für Ausländerinnen und Ausländer einführen. Conters war die erste Gemeinde, die davon Gebrauch machte. «Ein Gespräch mit dem Gemeindeschreiber brachte mich erst auf die Idee einer Kandidatur, denn ich kannte diese Möglichkeit gar nicht», betont Rudolf. Motiviert habe sie der Gedanke, damit der Gemeinde etwas zurückgeben zu können und sie «in Schwung zu halten», wie sie es nennt. «Es ist für viele kleine Gemeinden eine grosse Herausforderung, unabhängig und lebenswert zu bleiben, sich Schritt für Schritt zu modernisieren, neue Familien anzulocken, die eigene Schule zu behalten», sagt sie. Parteipolitik sei nicht ihr Fokus, «aber ich möchte die Sache für eine gemeinsame Zukunft mitanpacken.» Man hört es heraus: Ein grosser Teil von Rudolfs Herzen gehört Conters. Ob sie sich deshalb nicht einbürgern lassen wolle? «Nein», schiesst es unumwunden aus einem anderen Teil ihres Herzens: «Der deutsche Pass verbindet mich emotional doch noch zu sehr mit meinen Wurzeln am Starnberger See.» Ihrem grossen Engagement für die Dorfgemeinschaft steht das erwiesenermassen nicht im Wege. ●



Südafrikanische Noblesse *Geranien* stehen landauf, landab für heimatliche Gefühle auf Fenstersimsen und Balkonen. Dabei ist die Pflanze eine Migrantin mit städtisch-vornehmer Vergangenheit.

TEXT: PHILIPP GRÜNENFELDER
ILLUSTRATION: LORENA PATERLINI

Auf der Hitliste der Nationalblumen folgt sie wohl gleich hinter dem Edelweiss. In die Schweiz migriert ist die Geranie jedoch erst um 1900 und über Umwege. Entdeckt wurde sie in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts vom jungen deutschen Arzt und Botaniker Paul Hermann in Südafrika. Dort verschiffte er die ebenso schöne wie robuste Pflanze mit der Holländisch-Ostindischen Kompanie nach Norden. Im Botanischen Garten seiner damaligen Heimatstadt Leiden blühten 1686 bereits zehn verschiedene Arten von Pelargonien, wie die Geranien korrekterweise heissen. Über Deutschland, wo sie die Zeitschrift «Gartenflora» 1852 eine Modepflanze nannte, fand sie schliesslich den Weg in die Schweiz. Allerdings erst einmal als dekorative Zimmerpflanze in den Salons von wohl-situierten Städterinnen und Städtern. Weshalb sie sich später auch auf dem Land immer grösserer Beliebtheit erfreute? Neben ihrer passenden Nationalfarbe vielleicht aus ganz pragmatischen Gründen: Bestimmte Duftgeranienarten halten Insekten wie die Fliegen fern ... Die ursprünglich am meisten verkauften Sorten müssen mittlerweile übrigens von Pro Specie Rara und vom Schweizerischen Pelargonien-Verein behütet werden. Die Millionenumsätze machen die Gärtnereien heute Jahr für Jahr mit hoch gezüchteten und noch leuchtenderen Varianten. ●

→ In dieser Rubrik präsentiert die MIX Alltägliches mit Migrationshintergrund, das wir längst integriert und ins Herz geschlossen haben.

Impressum

OKTOBER 2022

MIX Magazin für Vielfalt Graubünden erscheint einmal jährlich und kann kostenlos abonniert werden: info@integration.gr.ch

HERAUSGEBER

Amt für Migration und Zivilrecht
Graubünden, Fachstelle Integration
Tel. 081 257 26 02, integration.gr.ch



REDAKTION

Philipp Grünenfelder,
Büro für Kommunikation
philippgruenenfelder.ch

GESTALTUNG

Andrea Gruber und Sibylle Ryser
grubergestaltung.ch
sibylleryser.ch
Titelbild: Donata Ettlín

DRUCK

CH Media Print AG
Auflage: 20 000 Exemplare